

Heimat Ruhrgebiet? – Zur musealen Rekonstruktion altindustrieller Ballungsräume

Bild 0
Heimat

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

Als vor nunmehr auch schon wieder dreieinhalb Jahren im Juni 2010 im Rahmen der Kulturhauptstadt 2010 die gelben Ballons der "Schachtzeichen" in den Himmel stiegen, war es zunächst einmal eine Riesengaudi. Ich erinnere mich noch sehr genau: Wir feierten auf dem Dach der Kohlenwäsche Zollverein den 80en Geburtstag der Mutter von Oliver Scheytt, dem Geschäftsführer der RUHR.2010, und der rannte den ganzen Vormittag mit dem Handy herum und kam nicht dazu, seine Geburtstagsansprache zu halten, weil immer neue Nachrichten reinkamen von der Flugsicherung und von den einzelnen "Bodenstationen", dass der Wind zu stark sei, dass eines der Seile durchgeschnitten worden sei, dass in der Nacht einer der Ballons geklaut worden sei usw. usw. Auch in den nächsten Tagen drehte sich im Ruhrgebiet das Gespräch überall um die Frage, sind die Ballons oben oder wann steigen sie wieder auf? Auf 30 Meter oder auf 80 Meter, ist der Wind zu stark oder legt er sich? Wann werden die Ballons beleuchtet? Wo hat man den besten Blick. Kurz: Alles war auf Event getrimmt, wie es im Ruhrgebiet inzwischen üblich ist.

Bild 1
Schacht
Ballon

Bild 2
Ballons
Schacht
Zeichen
S. 6

Bild 3
Ballons bei
Nacht

In den darauffolgenden Tagen, als ich durch Zufall, dienstlich oder am Ende ganz bewusst einige der insgesamt über 300 ehemaligen Orte von Zechen bzw. Schächten aufsuchte, änderte sich das Bild. Zunächst fiel mir auf, mit welchem

Bild 4
Karren

Einsatz und welcher Inbrunst sich die jeweiligen Teams um "ihren" Ballon, der jeweils auf einem beweglichen Karren montiert war, kümmerten. Dabei galt die Sorgfalt und Ernsthaftigkeit zum einen dem Ballon, vor allem aber dem Schacht oder der Zeche selbst, die es zu markieren galt. Die Teams, die in der Regel aus ehemaligen Bergleuten der jeweiligen Zeche oder Anwohnern der umliegenden Stadtteile bestanden, versuchten in unzähligen Gesprächen, in kleinen Ausstellungen und Broschüren, in Straßenfesten oder Diskussionsrunden die ehemalige Gestalt ihrer Zeche, ihre technischen Funktionen und ihre Bedeutung für die Beschäftigten und den Stadtteil zu rekonstruieren. Es wirkte ein wenig wie Trauerarbeit und wie die Reaktion auf eine Art Phantomschmerz, den diese ehemaligen Bergwerke hinterlassen haben, die größtenteils nicht mehr da sind, aber die Erinnerung an ihre Existenz in die Gegenwart vermitteln.

Bild 5
Ausstellungen

Ministerpräsidentin Hannelore Kraft hat die Bedeutung dieser von Volker Bandelow, dem Kulturamtsleiter Gelsenkirchens, erdachten Aktion, die ich zu den gelungensten Projekten der Kulturhauptstadt zähle, erkannt. Als ich sie zusammen mit der holländischen Königsfamilie ein Jahr später durch das Ruhr Museum führte, habe ich versucht, anhand von großen Kartenprojektionen die Struktur des Ruhrgebietes zu erklären, die darin besteht, dass es weder eine politische noch eine geographische Einheit ist. Es zerfällt vielmehr politisch in zwei Landschaftsverbände und drei Regierungsbezirke und gliedert sich in unterschiedliche Naturräume wie die Ruhr-, Hellweg-, Emscher- und Lippezone mit ganz verschiedenen Wirtschafts-

Bild 6
Landschafts-
verbände

Bild 7
Regierungs-
bezirke

und Siedlungsformen. Die einzige Definition, die das Ruhrgebiet beschreibt, ist eine geologische, gleichsam unterirdische. Das Ruhrgebiet ist der Raum, in dem Kohle abgebaut wurde bzw. bis 2018 noch wird. Hannelore Kraft hat angesichts der schwierigen Veranschaulichung dieser unterirdischen und damit unsichtbaren Markierung gefragt, warum wir nicht die Karte dieser Schachtzeichen zeigen würden, die am besten die flächendeckende Prägung des Raumes durch den Bergbau zeigen würde. Wir übernehmen diese Karte natürlich bei der Überarbeitung der Dauerausstellung.

Bild 8
Ballonkarte

Worin besteht nun der beschriebene Phantomschmerz der ehemaligen Bergleute im Ruhrgebiet, worin besteht ihre enge Verbindung zu ihrer Heimat, die man im übrigen auch auf andere Berufszweige und Bevölkerungsgruppen übertragen könnte? Er basiert vor allem auf persönlichen Erinnerungen an die letzte Phase des Bergbaus nach dem 2. Weltkrieg und damit dem Höhepunkt in der Zeit unmittelbar vor der Bergbaukrise in den späten 1950er Jahren. Er bezieht sich nicht auf die Geschichte des Bergbaus im Ruhrgebiet davor. Denn diese ist beileibe nicht verklärungswürdig. Die Geschichte des Bergbaus und damit der gesamten Industrialisierung im Ruhrgebiet ist wahrlich nicht konfliktfrei, sondern eine Geschichte von sozialen Ungerechtigkeiten, von desaströsen Arbeitsbedingungen und katastrophalen Lebensverhältnissen. Die Bergarbeiter waren jahrzehntelang der Willkür ihrer Vorgesetzten und der Zechenbesitzer schutzlos ausgeliefert. Sie waren bessere Tagelöhner und mussten im Schnitt viermal im Jahr die Zeche wechseln und wie Wanderarbeiter der Kohle hinterher ziehen. Die Arbeit

Bild 9
Bergarbeiter

Bild 10
Wohnungen

unter Tage war lebensgefährlich, wie die zahlreichen Gruben-
unglücke zeigen. Sie war hart und zerstörte die Gesundheit.

Auch die Lebensverhältnisse außerhalb der Zeche waren für
unsere Vorstellungen unmenschlich. Nur die wenigsten Berg-
leute kamen in den Genuss einer Wohnung, geschweige denn
in einer der Zechensiedlungen. Selbst bei Krupp, das seine
Sozialeinrichtungen und den Werkswohnungsbau beispielhaft
betrieb, wohnten um 1900 gerade einmal 19 % der Stamm-
belegschaft in einer Werkswohnung, bei anderen Industrie-
betrieben sind es immer weniger als 10 % gewesen. Der Rest
wohnte häufig als Kostgänger in überfüllten Mietskasernen und
teilte sich sein Bett im Schichtdienst. Ähnlich miserabel verhielt
es sich mit den Löhnen, die in Arbeitskämpfen ebenso wie bes-
sere Arbeitsbedingungen erstritten werden mussten. Die gro-
ßen Bergarbeiterstreiks von 1872, 1889 und 1912 zogen sich
über mehrere Generationen durch die gesamte Zeit des deut-
schen Kaiserreichs hin und in den Kriegs- und Zwischenkriegs-
jahren, in denen man den Bergbau zunächst auf höchste Aus-
beutung hochfuhr und dann brutal rationalisierte, sah es nicht
besser aus. Insofern stimmt der Vergleich den Lutz Niethammer
für die frühe Phase des Ruhrgebietes mit dem "Wilden Westen
im Emschertal" getroffen hat, sicherlich, Die Region war laut,
dreckig, chaotisch und hässlich.

Bild 11
Siedlung

Eine Änderung erfolgte erst im Wiederaufbau nach dem 2.
Weltkrieg. Durch das Verschwinden der Zechenbarone, den
Aufstieg der Gewerkschaften und den weiteren Zusammen-
schluss der Zechen zu großen Verbänden, schließlich zu

Bild 12
Nachbarschaft

einem, der Ruhrkohle AG, kam es zu einer drastischen Verbesserung der Arbeitssituation und vor allen Dingen der Einkommen. Erst jetzt erzielte man im Bergbau die bekannten guten Verdienste und erst jetzt entstanden die geordneten Betriebsorganisationen und sozialen Milieus in den Siedlungen und Nachbarschaften, wie wir sie kennen. Und erst jetzt wurden die Bergleute akzeptiert, ja verehrt, weil sie den Wohlstand und das Wirtschaftswunder in Deutschland durch die geförderte Kohle möglich machten. Vorher waren sie als neuer proletarischer Stand ein Jahrhundert lang gefürchtet und verachtet worden.

Insofern stammt unser Bild vom Ruhrgebiet, den Zechen und den Zechensiedlungen aus der Hochzeit des Bergbaus, aus einer letztlich kurzen Phase von ca. 20 Jahren, als er nicht von Krisen und Kriegen, von Ausbeutung und Klassengegensätzen geprägt war. In dieser Erinnerung steht er für Kraft und Energie, für Wohlstand, für harte Arbeit und guten Lohn, für Familie, für Kameradschaft und Nachbarschaft, für intakte Milieus, für Vereinsleben, für Fußball und Freizeit, für Tauben und Karnickel, für Hinterhof und Kleingarten. Und er steht für Stolz und Verlässlichkeit, für Einheitlichkeit und Gleichheit. Gelsenkirchen war zwar die größte Bergbaustadt in Europa, Herten und Essen behaupten dies auch von sich und wahrscheinlich haben alle drei recht, je nachdem welches Jahr man nimmt, aber das ganze Ruhrgebiet war "vor Arbeit ganz grau".

Bild 13
Theke

Bild 14
Fußball

Bild 15
Karnickel

Bild 16
Smog

Heute dagegen, eine Generation später, am Ende oder auf dem Höhepunkt des Strukturwandels, sieht alles ganz anders aus.

Das Ruhrgebiet ist nicht mehr erfüllt vom Dröhnen und Häm-
mern der Maschinen, von drehenden Seilscheiben und endlo-
sen Kohlezügen, die Feuer in der Nacht brennen nicht mehr,
der Pott kocht nicht mehr. Die sozialen Milieus haben sich weit-
gehend aufgelöst, den Vereinen fehlt es an Mitgliedern, der
stolze Proletarier ist dem depravierten Harz IV-Empfänger ge-
wichen, die Zechen und Fabriken sind verschwunden und
haben gesichtslosen Baumärkten und Einkaufszentren Platz
gemacht. Das Ruhrgebiet ist keine Einheit mehr, sondern zer-
fällt in Regionen, denen es gut geht, meist an der Peripherie,
meist im Süden, und verarmten Regionen in der Emscherzone,
in denen Hoffnungslosigkeit eingezogen ist.

Aber stimmt dieses nostalgische, wehmütige Bild wirklich?

Schaut man sich die Fotos im Ruhr Museum zum Strukturwan-
del im Ruhrgebiet an, so fällt auf, dass in und vor den zahlreich
abgebildeten Siedlungen und Zechen kein Baum und kein
Strauch stand. Und ansonsten sind die alltäglichen Szenen, die
dargestellt sind, liebenswert und anrührend, aber Kleidung,
Wohnungsausstattung und die wenigen Autos sind bescheiden
bis armselig. Ich kann mich noch als Kind und Jugendlicher er-
innern, kilometerlang an hohen Fabrikmauern vorbeigelaufen
zu sein, den Gestank der Kokereien und der Chemiefabriken in
der Nase und häufig legte sich ein dreckiger Staub aus den
Schornsteinen und Hochöfen über das Ruhrgebiet. Man lebte
auf kleinstem Raum mit kinderreichen Familien in 60 qm
Wohnungen und die Häuser waren nicht frisch gestrichen, weil
es sich nicht lohnte, denn die Emissionen hätten sie eh schnell
wieder verdreckt. Meine Schwestern mussten nach Münster

Bild 17
Alles wieder
anders

ziehen um zu studieren, was sich ein Arbeiterhaushalt gar nicht hätte leisten können. Und die Arbeit unter Tage und in der Stahlindustrie war immer noch hart und trotz aller technischen Errungenschaften und Sicherheitsbestimmungen menschenfeindlich.

Bild 18
Stahl

Heute zeigt der Blick vom Dach der Kohlenwäsche Zollverein ein grünes Ruhrgebiet, in dem sich die Gebäude zwischen den zahlreichen Bäumen geradezu verstecken. Der legendäre Ausspruch des Ruhrgebietes-Kabarettisten Frank Goosen "Boh ist das grün hier" beschreibt kein Klischee, sondern die Realität. Selbst die hässlichsten Siedlungs- und Durchgangsstraßen im Essener Norden sind zu Alleen geworden. Der Himmel über der Ruhr ist, um mit Willy Brandt zu sprechen, so blau wie im Rheinland und in Westfalen und wo früher Fabrikmauern standen, sind heute Parklandschaften oder moderne Gewerbeparks entstanden. Ich habe schon in Bochum studiert, hätte aber auch in Dortmund, Duisburg oder Essen studieren können. Und die Kinder und Enkelkinder der Bergleute und Stahlarbeiter müssen schon lange nicht mehr unter Tage oder an den Hochofen, sondern arbeiten in sauberen und körperlich wenig verschleißenden Bürojobs. Der Spruch "Mutter hol mich vonne Zeche, ich kann dat Schwatte nich mehr sehen" ist heute nur noch kabarettistische Folklore.

Bild 19
Grünes
Ruhrgebiet

Insofern stimmt die beschriebene Verlusterfahrung, der Phantomschmerz, mit der Realität nicht unbedingt überein, zumindest stehen dem Verlust sicherer und auch gut bezahlter Arbeitsplätze in der Schwerindustrie eine Menge ausgleichender

Errungenschaften gegenüber. Wie ist dieses nostalgische Gefühl, diese Sehnsucht nach dem guten alten Ruhrgebiet, das wir alle ein bisschen haben, dann zu erklären? Der Sozialphilosoph und ehemalige Staatssekretär von Nordrhein-Westfalen, Hermann Lübke, hat eine Analyse vorgelegt, nach der eine Veränderung der Umwelt von mehr als 2 % pro Jahr zu einem massiven Vertrautheitsschwund führt, das heißt, dass sich der Mensch in seinem angestammten Lebensraum nicht mehr wohl fühlt und zurechtkommt, kurz seine Heimat verliert.

Und dies ist im Ruhrgebiet sicherlich der Fall. In den 60er und vor allem den 70er Jahren verschwanden ganze Zechenareale, die vorher Arbeitsmittelpunkt waren und die Silhouette und auch die Existenz eines ganzen Viertels oder Stadtteils bestimmt haben. Es herrschte eine begründete Abrisswut, die versuchte, der unverhofft hereingebrochenen Krise Herr zu werden und möglichst schnell Platz zu schaffen für neue Industrien und Ansiedlungen, auch wenn dies sich als äußerst schwierig erwies. Einher ging diese Abrisswut mit einem ungebrochenen Modernisierungsglauben, der nach dem 2. Weltkrieg im Zuge des Wirtschaftswunders entstanden war. So kam es neben dem Abriss der Zechen und später der Stahlfirmen und metallverarbeitenden Fabriken auch zum Abriss und Neubau öffentlicher Einrichtungen, die den Vertrautheitsschwund noch weiter steigerten. Dieser Abrissprozess ist in den 80er, vor allem in den 90er Jahren zum Ende gekommen und hat sich vor allem durch die Internationale Bauausstellung Emscher Park – Karl Ganser sei Dank – ins Gegenteil gedreht. Seit ca. zwanzig Jahren werden nicht nur die übriggebliebenen

Bild 20
Gesprengert
Förderturm

Zechen, sondern praktisch alle Relikte des Industriezeitalters weitgehend erhalten und gehören zum kulturellen Erbe des Ruhrgebietes.

Den Höhepunkt erlebte diese Entwicklung sicherlich im Jahr 2001 mit der Ernennung der Zeche Zollverein zum UNESCO-Welterbe der Menschheit. Insofern ist der Antrag, den Welterbestatus von Zollverein auf eine Reihe von anderen Industriedenkmalen und Hinterlassenschaften auszuweiten und das gesamte Ruhrgebiet wie die Industriegebiete in Nord Pas de Calais in Frankreich oder den Hennegau in Belgien in eine ganze Erinnerungslandschaft, eine memorial landscape zu verwandeln, nur zu begrüßen.

Bild 21
Zeche
Zollverein

Dabei ist zu beachten, dass die Bildung des kulturellen Erbes einer Gesellschaft wie der französische Kulturwissenschaftler Krysstof Pomian ausgeführt hat, in einem Bruch zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart besteht. Die Traditionen, Verbindlichkeiten und Selbstverständlichkeiten der Vergangenheit werden in der Gegenwart obsolet und funktionslos. Dies gilt für soziale und rechtliche Systeme, Riten und Gepflogenheiten einer Gesellschaft ebenso wie für ihre materiellen Hinterlassenschaften. Diese veralten, werden zerstört oder ersetzt, werden zu Ruinen oder geraten in den Abfall. Sollten sie diesen Verfallsprozess aber durch irgendeinen Zufall oder durch ihre Widerständigkeit überstehen – und das ist im Ruhrgebiet bei vielen der gigantischen Industrieanlagen der Fall – so kommt ihnen bei der Bildung des kulturellen Erbes eine besondere Bedeutung zu.

Es ist also gerade die Erfahrung des Bruchs zwischen Vergangenheit und Gegenwart, das Herausfallen aus gewohnten Lebensverhältnissen und Traditionen und damit auch die fehlende Perspektive für eine sinnvolle Zukunftsgestaltung, die eine Orientierung in der Zeit nötig machen, eine mentale Operation, die wir im weitesten Sinne als Erinnerung bezeichnen. Die kulturelle Erinnerung entpuppt sich somit entgegen einem weit verbreiteten Missverständnis nicht als nostalgisches Festhalten an vertrauten und liebgewonnenen Gewohnheiten, sondern als Neubewertung der Vergangenheit vom Standpunkt der jeweiligen Gegenwart.

Dabei sind die Relikte und Gebäude der Vergangenheit so etwas wie die Vermittler zwischen Vergangenheit und Zukunft. Walter Benjamin hat dies mit dem Begriff der "Aura" beschrieben. "Aura" meint bei ihm die Faszination des Authentischen, die entsteht durch das Spannungsverhältnis von räumlicher und sinnlicher Nähe und zeitlicher Ferne und Fremdheit. Das historische Objekt oder Gebäude ist dem Betrachter nah und fern zugleich: nah, weil er es mit Augen und Händen direkt erfassen, ja körperlich spüren kann, fern weil er durch den historischen Gegenstand mit einer entfernten Wirklichkeit und einem entfernten Bewusstsein konfrontiert wird. Gerade dadurch, dass sie von ihrem ursprünglichen Kontext abgeschnitten, entzeitlicht und durch den Wegfall ihres Umfeldes auch enträumlicht sind, werden sie in dem Maße unverständlich, fremd und interpretationsbedürftig, in dem sie ihre ursprüngliche Funktion und

Bedeutung abgestreift haben oder nicht mehr so einfach preisgeben.

Genau hier setzt aber ein Vermittlungsproblem ein – und damit bin ich bei meinem letzten Punkt – der Rolle des Museums in diesem Sinnbildungsprozess. Es wäre sicherlich völlig verfehlt, die ehemaligen Gebäude des Industriezeitalters als reine Kulissen, als Camouflage zu nehmen, die allein der Befriedigung einer falschen Nostalgie dient, die das Industriezeitalter verniedlicht und verklärt und ein völlig falsches Bild vermittelt. Die alten Zechen und Fabriken, die zahlreichen Relikte und materiellen Überreste des Industriezeitalters bedürfen vielmehr einer Erklärung, einer Vermittlung ihrer ursprünglichen Bedeutung und der damit verbundenen sozialen und gesellschaftlichen Verhältnisse – einschließlich der von mir oben skizzierten Schattenseiten und negativen Geschichten. Genauso falsch wäre es aber, diese Relikte auf ihre ehemalige technische Funktion zu reduzieren und sie als rein technische Denkmale zu pflegen und zu erhalten. Der Gasometer Oberhausen steht nicht nur für die technischen Fragen der Gasspeicherung, sondern als größter Innenraum Europas vor allem für die gigantischen Dimensionen des Industriezeitalters. Und die Zeche Zollverein ist nicht wegen ihrer Funktion, der Förderung, Sortierung und Verteilung von Kohle zum Weltkulturerbe erklärt worden, sondern als förderstärkste Steinkohlenzeche der Welt ist sie das Symbol für ein ganzes Zeitalter, für das Zeitalter des fossilen Energieverbrauchs.

Bild 22
Gasometer

Bild 23
Industrie-
museen

Insofern ist es richtig, dass zum Beispiel die Rheinischen und Westfälischen Industriemuseen die ihnen anvertrauten Objekte nicht nur als technische Kulturdenkmale betreuen, sondern in ihnen die sozialen und gesellschaftlichen Implikationen für das jeweilige Umfeld, die Siedlungen und Stadtteile ebenso deutlich machen wie die Arbeitsbedingungen und die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen des jeweiligen Industriezweiges. Und insofern ist es auch richtig, in der Kohlenwäsche, dem größten Gebäude auf Zollverein und zentralen Ausgangspunkt der Industriekultur das Ruhr Museum zu verankern, das versucht, die Faktoren und Begleitumstände der Industrialisierung im Ruhrgebiet als anschließenden umfassenden Prozess zu beschreiben. Indem es aber gleichzeitig nicht nur den Strukturwandel, sondern auch die langen Jahrhunderte vor der Industrialisierung zeigt, stellt es letztere als relativ abgeschlossene Epoche dar, die das Ruhrgebiet zwar von Grund auf geprägt hat, aber auch Raum für Veränderungen lässt. Insofern stellt sich das Ruhr Museum, wie Gottfried Korff sagt, zwar als "Heimatmuseum neuen Typs" dar, das die Industriegeschichte als eigene Geschichte, als Heimatgeschichte mit einschließt, sie durch den Grad an Historisierung gleichzeitig aber relativiert und für zukünftige Entwicklung offen hält.

Bild 24
Industrie
Ruhr Museum

Bild 25
Mittelalter
Ruhr Museum

Und in diesem Zusammenhang möchte ich abschließend auf einen existierenden, meiner Ansicht nach aber konstruierten Widerspruch zwischen dem Erhalt des historischen Erbes und der Einrichtung von Museen auf der einen und dem Abriss von funktionslosen Anlagen und Ansiedlung neuer zukunftsfähiger Industrien auf der anderen Seite eingehen. Natürlich kann eine

flächendeckende Musealisierung auch nicht der einzige Umgang mit dem industriellen Erbe sein. Sie trägt aber substantiell zu den mentalen Voraussetzungen bei und schafft die notwendige Akzeptanz für die Industriekultur. Genauso wichtig ist es natürlich, die ehemaligen Zechen und Industriegebäude zu neuem Leben zu erwecken. Das kann durch neue Produktions- und Wirtschaftsformen erfolgen, wie es in vielen Gründerzentren erfolgreich der Fall ist. Sie nutzen die Gebäude eben nicht nur als Dekoration, sondern können den Geist, neudeutsch den "Spirit" des Industriezeitalters mit Elementen wie harter und zuverlässiger Arbeit, Innovationskraft oder enger Zusammenarbeit für ihre Produktionen in Anspruch nehmen und gleichzeitig architektonisch anspruchsvolle und häufig großzügige Arbeitsplätze anbieten, die eben nicht so sind wie überall.

Genauso plausibel sind die Umnutzungen der Gebäude zu kulturellen Zwecken, wie es bei der Jahrhunderthalle in Bochum der Fall ist. Die ehemaligen Industriegebäude sind nach der sogenannten Müll-Theorie des amerikanischen Soziologen Michael Thomson aus dem ökonomischen Kreislauf herausgefallen, gleichsam zum Abfall, zur Ruine, wirtschaftlich wertlos geworden. Mit ihrer neuen kulturellen Bedeutung treten sie in einen neuen symbolischen Kreislauf ein und begründen auch eine neue Wertschöpfungskette, die geistigen, letztlich aber auch neuen ökonomischen Mehrwert erzeugt. Die Ruhr-Triennale, das große Theaterfestival im Ruhrgebiet, das ausschließlich mit Produktionen in ehemaligen Industrieanlagen veranstaltet wird, gibt jedes Jahr einen deutlichen Eindruck davon.

Bild 26
Jhrd.-Halle
Triennale

Ähnlich verhält es sich mit den zahlreichen soziokulturellen Zentren, die in ehemaligen Zechen und Fabriken gegründet wurden. Ich erinnere an die legendäre Zeche in Bochum oder die Zeche Carl in. Auch hier stand oder steht die kulturelle Nutzung im Vordergrund. Hinzu kommt aber ein weiteres Element. Sie sind Kristallisationspunkt ihres jeweiligen Stadtteils, aber auch Identifikationsort für eine junge Generation, die persönlich immer weniger mit der Industriezeit in Verbindung gekommen ist, die sich mit ihren Werten aber stark identifiziert.

Bild 27
Zeche Bochum
oder
Zeche Carl

All diese Orte fungieren als Vermittler zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, indem sie neue Projekte und Ideen nicht geschichtsvergessen in neutralen geschichtslosen Räumen entwickeln, sondern stets eine Verbindung mit den Ursprüngen, Traditionen und Werten der Region schaffen, was man als Wirkung nach innen am besten mit dem altbackenen Begriff der "Heimat" beschreiben kann. Und nach außen bilden sie das Alleinstellungsmerkmal des größten altindustriellen Raumes Europas, dessen identifikatorische und touristische Potentiale – wie die Kulturhauptstadt RUHR.2010 gezeigt hat – erst im Begriff sind, gehoben zu werden.